

Leseprobe aus:
Vendela Vida
Die Gezeiten gehören uns



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2021 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN



VENDELA VIDA

***DIE GEZEITEN
GEHÖREN UNS***

Roman

Aus dem Englischen
von Monika Baark

Hanser Berlin

Die englische Originalausgabe erschien 2021
unter dem Titel *We Run the Tides* bei Ecco, New York.

Das Motto auf S. 7 stammt aus *Das Haus der Freude* von
Edith Wharton. Aus dem Englischen von Gerlinde Völker.
© der deutschen Ausgabe Reclam Verlag Stuttgart 1988.

1. Auflage 2022

ISBN 978-3-446-27226-2

© 2021 Vendela Vida

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2022 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München,

nach einem Entwurf von Harper Collins

Motiv: © Charlotte Trounce

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

*Dieses Buch widme ich meinen Freunden und Lehrern
aus der Kindheit, die sofort erkennen werden, dass es sich
um ein fiktionales Werk handelt.*

Warum musste man als Mädchen so teuer das geringste Abweichen von der Normalität bezahlen? Warum konnte man nie etwas ganz Natürliches tun, ohne es hinter einem kunstvollen Gebäude kleiner Listen verbergen zu müssen?

Edith Wharton, *Haus Bellomont*

1984–1985

1 Wir sind dreizehn, fast vierzehn, und die Straßen von Sea Cliff gehören uns. Wir gehen durch diese Straßen zu unserer Schule, die hoch über dem Pazifik liegt, und wir rennen durch diese Straßen zu den Stränden, die kalt sind, windgepeitscht, bevölkert von Anglern und Freaks. Wir kennen diese breiten Straßen und wie sie bergab führen, eine Kurve beschreiben in Richtung Ufer, und wir kennen die Häuser. Wir kennen das aufragende Backsteinhaus, wo der Zauberer Carter the Great wohnte; er hatte eine Bühne im Haus, und sein Esstisch wurde durch eine Falltür nach oben gefahren. Wir wissen, dass Paul Kantner von Jefferson Starship in dem Haus gewohnt hat oder immer noch wohnt, da, wo die lange Schaukel über dem Meer hängt. Wir wissen, dass die Schaukel für China gedacht war, die Tochter, die er mit Grace Slick hatte. China wurde im selben Jahr geboren wie wir, und wann immer wir an dem Haus vorbeikommen, halten wir Ausschau nach China auf der Schaukel. Wir kennen das imposante lachsfarbene Haus, wo mal eine Party stattfand, bei der maskierte Einbrecher aufgetaucht sind; als ein weiblicher Gast ihren Ring nicht hergeben wollte, haben sie ihr den Finger abgeschnitten. Wir wissen, wo die Tennislehrerin von unserer Schule wohnt (dunkelblaues Tudorhaus, wird jedes Jahr zu Halloween mit Spinnweben geschmückt), wo die Dekanin der Zulassungsstelle wohnt (weißes Haus mit schwarzem Tor) – beides Frauen, beides Ehefrauen. Wir wissen, wo die Ärzte und Anwälte wohnen und wo die alteingesessenen San Franciscoer wohnen, Leute, deren Familienname

mit Villen und Hotels in anderen Teilen der Stadt in Verbindung gebracht werden können. Und da wir dreizehn sind und auf eine Mädchenschule gehen, wissen wir vor allem, wo die Jungen wohnen.

Wir wissen, wo der große, schlacksige Junge mit Schwimmhäuten an den Füßen wohnt. Manchmal gucken wir mit ihm und seinen Freunden bei ihm zu Hause auf der Sea View Terrace Bill-Murray-Filme und staunen darüber, dass die Jungs ganze Passagen mitsprechen können, so wie wir jedes Wort von *The Outsiders* auswendig kennen. Wir wissen, wo der Junge wohnt, der mir eines Tages am Strand meine Halskette zerriß – eine silberne Kette, die mir meine Mutter geschenkt hat, er zerrt daran, und ich laufe vor ihm weg. Wir wissen, wo der Junge wohnt, der mich an dem Tag zu Hause besucht, als ich mein Himmelbett bekomme, und da er es für ein Etagenbett hält, klettert er hinauf und macht es kaputt. Es wird nie richtig repariert, und von da an neigen sich die Pfosten nach Westen. Wir haben den Verdacht, dass es dieser Junge und sein Freund gewesen sind, die vor unserer Schule, der Spragg School for Girls, einen Spruch in den feuchten Zement geschrieben haben. »Mädchen auf Spragg – Maden im Spegg«, stand im Zement. Schwer zu sagen, ob der Spruch mit dem Finger oder einem Stock geschrieben wurde, aber der Eindruck ist tief. Ha!, sagen wir. Zu doof, um »Speck« zu schreiben.

Wir wissen, wo der süße Junge wohnt, dessen Vater bei der Army ist. Er ist gerade nach San Francisco gezogen und trägt kurzärmlige Karohemden, wie sie wohl in der Great-Lakes-Stadt angesagt waren, aus der er kommt. Wir wissen, dass sein Vater ein ziemlich hohes Tier sein muss, denn wieso sonst wohnt er nicht im Presidio wie die meisten von der Army? Wir denken nur selten über Army-Hierarchien nach, ihre Frisuren sind so deprimierend. Wir wissen, wo der einarmige Junge

wohnt, wobei wir nicht wissen, wie er den Arm verloren hat. Er spielt oft im Park auf der 25th Avenue Tennis oder in der kleinen Gasse hinter dem Haus seiner Eltern Badminton, derselben kleinen Gasse, die zum Haus meiner Eltern führt. Viele Häuserblocks in Sea Cliff haben kleine Gassen, damit die Autos hinten in den Garagen parken können und nicht den Blick aufs Meer, auf die Golden Gate Bridge, versperren. In Sea Cliff dreht sich alles um den Blick auf die Brücke. Es war eines der ersten Viertel von San Francisco mit unterirdischen Stromleitungen, weil oberirdische Leitungen die Aussicht gestört hätten. Alles Hässliche ist versteckt.

Wir kennen den Highschool-Jungen, der bei mir nebenan wohnt. Er kommt aus einer Familie, die im Goldrausch Bekanntheit erlangte – das weiß ich aus meinen Geschichtsbüchern über Kalifornien. Man sieht seine Eltern oft auf Fotos in den Gesellschaftsspalten der *Nob Hill Gazette*, die uns jeden Monat frei Haus geliefert wird. Der Junge ist blond und hat oft eine Gruppe Schulfreunde zu Besuch, dann gucken sie im Wohnzimmer zusammen Football. Von unserem Garten aus kann ich sehen, wenn sie sich ein Spiel anschauen. Zwischen unserem Grundstück und dem Haus seiner Eltern ist eine Lücke von einem Meter, und manchmal springe ich durchs offene Fenster und lande drüben im Wohnzimmer auf dem Fußboden. Ja, so kühn bin ich. Ich bin ein Rätsel an Kühnheit. Ich male mir aus, dass mich einer von ihnen auf den Schulball einlädt. Und dann eines Nachmittags schnappt mich einer der Jungen am Bund meiner Guess!-Jeans. Ich will entwischen und laufe einen Moment lang auf der Stelle wie eine Zeichentrickfigur. Die Jungen lachen; ich bin tagelang frustriert. Ich weiß, diese Geste und das Gelächter bedeuten, dass ich für sie ein kleines Mädchen bin und keine mögliche Begleitung für den Schulball. Danach ist das Fenster drüben immer geschlossen.

Dann sind da noch die Prospero-Jungs, die Arztsöhne, die in unserem Haus gewohnt haben, bevor es von meiner Familie gekauft wurde. Sie sind legendär. Sie sind ein abschreckendes Beispiel. Als meine Eltern sich das Haus ansahen, war der Boden meines künftigen Zimmers mit Bierflaschen und Spritzen übersät. Die Fensterscheiben waren eingeschlagen. Wenn ich mich mit älteren Jungen unterhalte und erzähle, dass ich im Haus der Prospero-Jungs wohne, bekomme ich Aufmerksamkeit und, wie ich mir einbilde, kurzzeitig Respekt. Es ist unfassbar, wie gestört diese Jungen waren. Mütter schütteln die Köpfe und sagen, so traurig mit diesen Jungs, wo ihr Vater doch Arzt war und alles.

Die Prospero-Jungs sind der Grund, weshalb meine Eltern das Haus für den Preis überhaupt bekommen haben. Die Jungs hatten es zugrunde gerichtet. Niemand sonst konnte die Vorstellung ertragen, ihre Kinder könnten so aufwachsen und Partys feiern und Spritzen benutzen und an die eigenen Wände obszöne Sachen sprühen. Mein Vater ist immer in der Lage gewesen, über die verkrachten Existenzen hinwegzusehen, deren Zeuge ein Haus geworden ist. Das ist seine geheime Macht. Er ist im dritten Stock einer Mietwohnung in einer kleinen Straße im Mission District aufgewachsen, und wie viele seiner Freunde hatte er schon mit fünfzehn alle möglichen Jobs gehabt. Er hat Zeitungen ausgetragen, war angestellt in einem Lebensmittelmarkt und Türsteher im Haight Theatre. Sechs Abende die Woche war er Kartenabreißer, und an seinem freien Tag sah er sich selber Filme an. Als Schüler ist er mit dem Fahrrad bis nach Sea Cliff zum Strand gefahren, er sah die prachtvollen Häuser und meinte zu seinen Freunden: »Eines Tages wohne ich in dieser Gegend.« Und so kam's. Auch meine Mutter ist mittellos aufgewachsen (auf einem Bauernhof in Schweden in einer großen glücklichen Familie), und zusammen sind sie ein

sparsames Paar – wir gehen nie essen, wir heizen nicht, außer wir haben Besuch, und manchmal zieht nicht mal dann etwas Wärme durchs Haus, nur starker Fischgeruch. Meine Schwester Svea, die zehn ist, isst als Einzige in unserer Familie gern Fisch, aber er kommt trotzdem jede Woche auf den Tisch, weil wir Schweden sind.

Unser Wohnzimmer hat fünf große Fenster, die auf die Golden Gate Bridge gehen. An nebligen Tagen ist die Brücke ganz in Weiß gehüllt, man sieht nicht die Spur davon. An diesen Tagen erzählte mir mein Vater früher immer, Diebe hätten die Brücke gestohlen. »Keine Sorge, Eulabee«, sagte er dann zu mir, »die Polizei ist ihnen auf den Fersen – sie haben die ganze Nacht gearbeitet.« Am frühen Vormittag, wenn der Nebel sich langsam auflöste, sagte er dann: »Da, man hat sie gefasst! Die Brücke wird wieder aufgebaut.« Ich konnte mich nicht satt-hören an dieser Geschichte, und sie bestätigte die beiden Weisheiten, die meine Kindheit prägten:

1. Harte Arbeit bezwingt alle Hindernisse.
2. Das Gute siegt über das Böse (und Letzteres lauert überall).

Es gibt natürlich Alarmrufe und Warnungen, und in Sea Cliff haben diese Warnungen die Gestalt von Nebelhörnern. Erst ein Nebelhorn, und dann aus der Ferne das nächste. Die tief dröhnenden Nebelhörner sind der Soundtrack meiner Kindheit. Wenn wir an den Strand gehen, was oft vorkommt, in dicken Pullovern und mit Nebel im Gesicht, sind die Nebelhörner noch lauter als in unseren Häusern. Sie durchdringen unsere Beichten, unser Gelächter. Wir lachen viel.

Wenn ich »wir« sage, meine ich manchmal uns vier Mädchen aus Sea Cliff, die an der Spragg School for Girls in die

achte Klasse gehen. Aber wenn ich »wir« sage, meine ich immer Maria Fabiola und mich. Maria Fabiola ist das älteste von drei Kindern – ihre kleinen Brüder sind Zwillinge. Ihre Familie ist in dem Jahr nach Sea Cliff gezogen, als wir in den Kindergarten kamen. Niemand wusste viel über sie. Manchmal sagt Maria Fabiola, sie sei Halbtalienerin. Dann sagt sie, nein, bin ich nicht, wie kommst du darauf? Dann wiederum sagt sie, ihr Großvater sei der Premierminister von Italien. Oder hätte Premierminister werden können. Oder sie sei verwandt mit dem Bürgermeister von Florenz, oder zumindest fast. Sie hat langes dunkelbraunes Haar und hellgrüne Augen – sogar auf Schwarz-Weiß-Fotos sieht man die ätherische Farbe ihrer Augen. Es gibt Dutzende von Fotos bei ihr zu Hause von ihr und ihren Cousins und Cousinen auf Pferden oder am Rand von Swimmingpools inmitten von Rasenflächen. Die Fotos sind von professionellen Fotografen aufgenommen worden und stecken in identischen silbernen Rahmen.

Maria Fabiola ist eine Bemerkerin, aber auch eine Lacherin. Sie hat ein Lachen, das in ihrem Brustkorb anfängt und wie Flötentöne aus ihrem Mund kommt. Sie ist bekannt für ihr Lachen, weil es das ist, was Leute ein ansteckendes Lachen nennen, aber ihres funktioniert anders. Ihr Lachen ist ein Lachen, das einen deswegen zum Mitlachen zwingt, weil man nicht will, dass sie alleine lacht. Und sie ist schön. Ein älterer Junge in Ocean-Pacific-Cordshorts in der Nähe vom Kezar Stadium hat mal gesagt, sie sei scharf, und bei jedem anderen Mädchen hätten wir abgewunken, aber in ihrem Fall glauben wir's – dem Kompliment, dem Jungen, den Cordshorts.

Sie trägt massenhaft dünne Silberarmreifen. Wir alle tragen diese Armreifen, die wir in der Haight Street (drei für einen Dollar) oder in der Clement Street (fünf für einen Dollar) kaufen, aber sie trägt die meisten. Wenn sie lacht, fallen ihr die Haare in

die Stirn, und sie streicht sie sich mit den Fingern aus den Augen, dass die ganze Silberkaskade den Arm rauf- und runterrutscht. Das Klimpern ihrer Armreifen ist wie ihr Lachen: hoch und zart, ein Wasserfall aus Noten. Sie hat die perfekten Haare, und das wird auch so bleiben.

Als wir in der Vorschule waren, begannen Maria Fabiola und ich, unseren Schulweg gemeinsam mit ein paar älteren Mädchen von der Spragg zu gehen. Diese Mädchen holten erst Maria Fabiola ab, die hoch über China Beach wohnt, und dann liefen sie den kurvigen El Camino del Mar hinauf, um mich einzusammeln. Zusammen liefen wir auf dem breiten glatten Asphalt, um ein weiteres Mädchen abzuholen, das in dem Haus wohnt, das wie ein Schloss aussieht (es hat ein Türmchen), und dann ging es weiter zur Schule. Die älteren Mädchen gaben uns ihr Häuserwissen weiter, und das kombinieren wir mit den Informationen, die wir von unseren Eltern haben: Als wir dann die älteren Mädchen auf der Spragg werden, bringen wir den jüngeren Mädchen bei, wer wo wohnt, welche der Gärtner pervers sind. Von der Vorschule bis zur Vierten tragen wir grüne Karopullover über weißen Blusen mit Bubikragen. Von der Fünften bis zur Achten tragen wir exakt knielange blaue Faltenröcke und weiße Matrosenblusen. Es sind die durchsichtigen weißen Blusen, die den Gärtnern Bemerkungen entlocken. »Ihr seid gar nicht mehr so klein«, sagen sie und starren uns auf die Brust.

Seit wir dreizehn sind, laufen Maria Fabiola und ich mit zwei anderen Mädchen zur Schule: Julia und Faith. Julia wohnte früher ein paar Häuser weiter in meiner Straße in einem Haus, das aussah, als könnte es ins Meer stürzen. Ihre Mutter war professionelle Eiskunstläuferin und hat eine Wand voller Medaillen, deshalb macht Julia auch Eiskunstlauf. Julia hat schulterlange hellbraune Haare, die in der Sonne blond aussehen, und blaue Augen, die man unbedingt »kobaltblau« nennen muss. Sie war

kurz mit einem Jungen aus Pacific Heights zusammen, bis sie ihn eines Abends am Telefon fragte, welche Augenfarbe sie hätte, und er »Blau« sagte, und dann konnte er einpacken. Julias Halbschwester Gentle ist siebzehn. Sie ist die Tochter von Julias Vater und seiner ersten Frau, die ein Hippie war. Dann wurde Julias Vater reich, und die erste Frau konnte die Heuchelei nicht ertragen, also verließ sie ihn und Gentle und zog nach Indien. Da heiratete Gentles Vater dann die Eiskunstläuferin.

Julia hat es schwer mit einer Halbschwester wie Gentle. Gentle war früher auf der Spragg School for Girls, bis sie von der Schule flog. Jetzt ist sie auf der Grant, der öffentlichen Highschool, womit sie die einzige unserer Bekannten ist, die auf diese Schule geht. Die Grant-Schüler sehen riesig aus, und ihre Mäntel sind enorm. Sie zeigen Polizisten und sogar Feuerwehrleuten den Finger. Früher hat sie mich und Svea manchmal gebabysittet, bis meine Eltern dahinterkamen, dass sie mir eines Abends, als ich elf und sie fünfzehn war, das Rauchen beibrachte.

Gentle hat lange, verfilzte, aschblonde Haare und trägt Schlaghosen. Früher hatte sie Hippiefreunde, aber jetzt sehen wir sie meistens allein. Sie ist oft betrunken, bekifft oder auf Acid. Einmal waren wir auf dem Spielplatz am Golfplatz neben der Spragg und sahen, wie sich eine Gruppe formte und über irgendwas lachte. Julia, Maria Fabiola und ich gingen hin, um zu gucken, und da war Gentle, die nackt am Klettergerüst hing. Julia war stinksauer. Sie rannte nach Hause, um ihrer Mutter Bescheid zu sagen, und kam am nächsten Tag nicht in die Schule.

Nach einem Firmenskandal, der sogar auf der Titelseite des *Chronicle* war, musste Julias Familie in ein kleines Haus am anderen Ende der California Street ziehen, jenseits der Grenze zu Sea Cliff. Angeblich sollten sie nur so lange dort wohnen, wie an ihrem eigentlichen Haus gebaut wurde, aber ich habe dort nie

Bauleute gesehen und zufällig mitbekommen, wie mein Vater zu meiner Mutter sagte, er habe in einem Immobilienreport gelesen, das Haus sei verkauft worden. Jetzt haben sie keinen Meeresblick mehr. Jetzt benutzen sie die Garage als Gästezimmer und parken auf der Straße. Wegen des Skandals und der Umzieherei haben wir Mitleid mit Julia, aber vor allem haben wir Mitleid mit ihr, weil niemand gern jemanden wie Gentle als Halbschwester hätte. Meine Mutter sagt, sie habe großen Respekt vor Julias Mutter, denn es müsse unglaublich anstrengend sein als Stiefmutter eines so verstörten Mädchens. Die ganze Musik, die Gentle gut findet, handelt von Drogen. Oder die Bands nehmen Drogen oder sehen aus, als würden sie Drogen nehmen. Alles an Gentle ist schmutzig und ungewaschen, aber das hier sind die Achtziger, und die Achtziger sind sauber, und die Farben sind leuchtend und klar voneinander abgetrennt.

Dann ist da noch Faith. Sie ist eine von uns. Faith ist letztes Jahr in der siebten Klasse nach San Francisco gezogen und wohnt auf der Sea View Terrace in einem Haus, das sich über den ganzen Block zieht. Sie hat lange rote Haare, und an manchen Tagen sieht sie damit aus wie Anne of Green Gables und an anderen wie Pippi Langstrumpf. Sie ist Torwart in der Fußballmannschaft, und wenn sie nach dem Ball hechtet, wallen ihre Haare hinter ihr her wie eine Flagge. Sie hat so etwas an sich, als wüsste sie, dass sie was Besonderes ist, vielleicht liegt's aber auch daran, dass sie berühmten literarischen Figuren ähnelt, oder daran, dass sie adoptiert wurde. Ihr Vater ist viel jünger als ihre Mutter. Sie hatten mal eine Tochter, aber die Tochter starb, also haben sie ersatzweise Faith adoptiert. Die tote Tochter hieß auch Faith, was ich seltsam und Julia grauerregend findet, weil »grauerregend« ihr Lieblingswort ist. Aber Faith macht sich nichts draus, dass sie nach der toten Tochter benannt wurde. Sie sagt sogar, manchmal fühle sie sich wie zwan-

zig, weil die ursprüngliche Faith sieben wurde und Faith jetzt dreizehn ist. Ich weiß nicht, wie Faiths Mutter war, bevor die ursprüngliche Faith starb, aber jetzt tut sie, als wäre das Leben ein großes kaputtes Auto, das sie irgendwie die Straße entlang-schieben muss. Sie geht, als stemmte sie sich einem Sturm entgegen, selbst bei schönstem Sonnenschein.

Diese Straßen von Sea Cliff gehören uns – Maria Fabiola, Faith, Julia und mir –, aber Maria Fabiola und ich kennen die Strände am besten. Vielleicht, weil unsere Häuser direkt am Meer liegen. Das Haus ihrer Eltern liegt über China Beach, und unseres liegt ein Stück weiter oben – vier Minuten zu Fuß.

Wir nehmen die Jungs von Sea View Terrace mit zum Strand und erkennen erst unter ihren Blicken, wie geschickt wir sind. Wir spüren unsere Macht, wenn wir auf Händen und Füßen über die Klippen hasten – wir kennen alle Spalten und Nischen, die glatten Gefälle und die schroffen Flächen. Gäbe es eine olympische Disziplin für das Erklimmen dieser Klippen, wären wir dabei; wir klettern, als wären wir im Training. Nach einem Nachmittag am Strand sind unsere Fingerkuppen rau, und unsere Handflächen riechen nach feuchtem Fels, und die Jungs sind hingerissen.

China Beach grenzt an einen größeren Strand namens Baker Beach, und die beiden Strände sind durch einen Felsvorsprung voneinander getrennt, aber Maria Fabiola und ich wissen, wie man bei Ebbe zwischen den Stränden hin- und herwechselt. Wir können das Meer deuten, wissen, wie man die rutschigen Felsen überquert, sodass wir es bei richtigem Timing, wenn das Meer seine Wellen einzuatmen beginnt, mit einer Kombination aus Klettern und Rennen bis Baker Beach schaffen. Einmal, auf einem Schulausflug zu China Beach, sahen wir, dass der Wasserstand niedrig genug war, um loszusprinten und den Felsvorsprung zu umrunden und Baker Beach sicher zu erreichen. Ein

paar Mitschülerinnen folgten uns. Als unsere Lehrerinnen uns zurückriefen, stimmten Maria Fabiola und ich uns mit den Wellen ab und rannten los. Unsere Mitschülerinnen aber kannten den Strand nicht so wie wir, zögerten zu lange und saßen dann auf der anderen Seite fest. Unter den Lehrern brach Panik aus. Wir beruhigten sie. Wir kletterten über die Klippe, nahmen unsere Mitschülerinnen an den Händen, beobachteten das Meer und führten sie zurück zu China Beach. Wir versuchten, bescheiden zu bleiben, aber wir waren Heldinnen.

2 Seit der Vorschule auf Spragg sind Maria Fabiola und ich beste Freundinnen, und fast jedes Jahr kommen wir in Parallelklassen. Getrennt voneinander sind wir brave Mädchen. Wir benehmen uns. Zusammen aber entsteht irgendeine seltsame Alchemie, und wir werden zur Gefahr. Das passiert, wenn wir in der Schule sind, und es passiert, wenn wir nicht in der Schule sind. Letztes Jahr gab es Ärger mit meinen Eltern und unseren Nachbarn, weil ich in einer Sache, die mit ihr zu tun hatte, gelogen habe. Maria Fabiola und ich verkauften Limonade. Bei mir vor dem Haus kamen nicht viele Kunden vorbei, also zogen wir mit dem Stand an eine Straßenecke vor ein größeres Haus. Da hielt ein Chevy voller Teenagerjungs, und der Junge im Beifahrersitz beugte sich aus dem Fenster und sprach uns an. »Wenn das euer Haus ist, können wir euch dann heiraten, wenn ihr älter seid?«

Maria Fabiola und ich tauschten einen Blick und lachten. Wir stellten ihre Vermutung nicht richtig.

»Das heißt also ja«, sagte der Junge. Während sie davonfahren, brüllte er aus dem Fenster: »Wir kommen zurück!« Für manche mochte das wie eine Drohung klingen, aber für uns war es eine Verheißung.

Mrs Sheridan, eine Nachbarin, die ich schon fast mein ganzes Leben lang kannte, war unsere erste Kundin. »Na, was haben wir denn hier Schönes, Eulabee?«

»Limonade«, sagte ich und zeigte auf das Schild, auf dem »Limonade« stand.

Sie kaufte einen Becher, den sie auf der Stelle austrank, und dann kaufte sie einen zweiten. »Und wer bist du?«, fragte sie Maria Fabiola.

»Maria Fabiola.«

Eigentlich hätte Mrs Sheridan sie erkennen müssen, dachte ich, wo sie doch ständig bei uns zu Hause war, aber anscheinend nicht. Ihr Nichterkennen Maria Fabiolas brachte mich dazu, meine Freundin mit anderen Augen zu sehen. Und zum ersten Mal sah ich das, was offenbar alle anderen sahen: Sie war nicht mehr die, die sie mal gewesen war. Ihre einst glatten Haare waren wellig geworden. Ihr Körper war aufgegangen, der Stoff ihres Oberteils spannte, die Hintertaschen ihrer Jeans ebenso, sodass die Taschen jetzt in einem Winkel zueinander nach innen zeigten. Die Lüge flog mir aus dem Mund, eine Erfindung, um die wachsende Distanz zwischen uns zu überbrücken. »Maria Fabiola ist nicht nur meine Freundin«, sagte ich zu Mrs Sheridan. »Meine Eltern haben sie vor Kurzem adoptiert. Sie ist meine neue Schwester.«

Mrs Sheridan, die ein großes Kreuz an einer dünnen Kette um den Hals trug, hielt das für eine wunderbare Neuigkeit. Ich sowieso. Was Maria Fabiola von meiner Lüge hielt, war erst mal schwer zu sagen – ihre vollen Lippen hatten sich zu einem Schmollen zusammengezogen –, aber sie begann, meine Geschichte zu wiederholen und dann anzunehmen, und das machte mich froh. Wir gingen den Block auf und ab, klingelten und klopfen mit den Türklopfen, und ich stellte Maria Fabiola sämtlichen Nachbarn als meine neue Adoptivschwester vor.

Wir klingelten noch hier und da, und fast überall ging jemand an die Tür. Musste in Sea Cliff denn kein Mensch arbeiten? Jeder Nachbar akzeptierte unsere Lüge als Wahrheit. Die Leichtigkeit der Täuschung machte das Lügen weniger lustig, also ließen wir es sein und gingen zurück zu mir nach Hause,

um was zu essen. Wir machten uns Selleriestangen mit Erdnussbutter und Rosinen.

»Ich wusste gar nicht, dass du so gut lügen kannst«, sagte Maria Fabiola. Sie schien mich plötzlich anders einzuschätzen.

»Ich auch nicht«, sagte ich.

Schweigend aßen wir weiter, zu hören war nur das Knacken des Sellerie.

Maria Fabiolas Mutter kam in ihrem schwarzen Volvo, um Maria Fabiola abzuholen. Sie hatte dunkle Haare und trug eine große Sonnenbrille, die so lichtundurchlässig war, dass es manchmal schien, als hätte sie Schwierigkeiten, überhaupt was durch sie zu sehen. Immer wieder schob sie die Brille für eine bessere Sicht in die Stirn, nur um sie gleich wieder über die Augen fallen zu lassen, als wäre sie enttäuscht vom wahren Anblick der Dinge. Sie schnappte sich Maria Fabiola und fuhr mit ihr davon. Ich konnte nur hoffen, dass sie niemand hatte wegfahren sehen. Maria Fabiolas Abfahrt passte so gar nicht in meine frisch fingierte Familiengeschichte.

Es dauerte nicht lange, da begann das Telefon zu klingeln. Die Nachbarn riefen an, um meine Eltern zu unserem neuen Familienmitglied zu beglückwünschen und zu fragen, ob wir Hilfe bräuchten bei der Eingewöhnung. Abgelegte Kleidung, Essen, egal was.

Während der Telefonate waren meine Eltern sehr aufmerksam und fasziniert. Ich konnte ihre Gesichter nicht sehen, weil ich mich in der Flurgarderobe versteckt hatte, im langen Waschbärmantel meiner Mutter. Ich kannte jede Faser seines Innenlebens. Das Futter hatte ein kompliziertes Muster in Braun, Schwarz und Weiß, und an einer versteckten Stelle war das Monogramm meiner Mutter eingestickt – G. S. Würde der Mantel jemals gestohlen, wurde mir erklärt, wäre sie dank des Monogramms in der Lage, ihn als ihr Eigentum auszuweisen, wobei

mir nie erklärt wurde, warum überhaupt jemand den Mantel stehlen wollen würde, zumal ich meine Mutter außerhalb des Hauses nie darin gesehen hatte – auch nicht innerhalb des Hauses. Nicht einmal der Waschbärmantel konnte die Stimmen meiner Eltern nicht dämpfen; ich hörte, dass sie verdattert waren und verärgert. Die Garderobentür ging auf. Seit meiner Kindheit versteckte ich mich in dem langen Waschbärmantel, also war es im Grunde kein sehr gutes Versteck. Fünf Minuten später nahm ich denselben Weg zurück durch unser Viertel, drückte kalte Klingelknöpfe und entschuldigte mich unter strengen Blicken.